

Jessie's Vormund.

Roman von **Hans v. Heldrungen.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Willst Du die Güte haben, Hugh Jefferson die Treppe hinabzuwerfen?“ wiederholte Will mit einer fast blutdürstigen Ausdauer.

Der große, breitschulterige Bob sah sich nun den eleganten Mr. Hugh Jefferson an. Es schien, als wenn er wirklich „die Güte haben“ möchte, zu thun, was Will von ihm verlangte.

„Mr. Tapperday,“ begann jetzt Hugh mit ernster Betonung und etwas bleichen, vor Aufregung zuckenden Lippen, „ich fühle sehr wohl, daß ich Ihnen für meine Anwesenheit in Ihrer Behausung eine Erklärung schuldig bin, und ich bin bereit, sie zu geben, wenn Sie die Güte haben wollen, sie anzuhören.“

„Hast Du es gehört, Bob?“ fragte Tapperday, indem er immer noch ungestüme Bewegungen machte. „Erklären will er, was er hier bei Kitty noch zu suchen hat. Erklären will er, was überhaupt nicht zu erklären ist, was eine Ruchlosigkeit, eine Infamie an sich ist. Bitte, Bob, sei so gut und wirf ihn die Treppe hinunter, und wenn er zehnmal der Sohn vom Onkel ist.“

„Mein sehr werther Herr,“ sagte Hugh jetzt zu Dryful gewendet, „ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, lese aber auf Ihren Zügen, daß Sie ruhiger und besonnener eine Erklärung entgegennehmen werden, die ich als Gentleman zu geben mich verpflichtet fühle.“

„Sprechen Sie, Mr. Jefferson, sprechen Sie,“ versetzte Bob, „aber fassen Sie sich kurz. Sie kommen dadurch unserem lebhaften Wunsch entgegen.“

„Sehr richtig,“ fuhr Tapperday hitzig da-

Die Kapellbrücke in Luzern. (S. 131)

zwischen, „unserem außerordentlich lebhaften Wunsch, Sie zu wissen, wo der Pfeffer wächst."

„Mein sehr werther Herr," sagte Hugh und nahm seinen Hut, „ich habe mir erlaubt, Miß Tapperday einen Besuch zu machen, um ihr auseinanderzusetzen, daß nur die äußerste Zwangslage mich verhindert, einen Verkehr fortzusetzen, der, bisher mein Glück, auch in Zukunft die höchste Seligkeit für mich gewesen sein würde. Ich habe versucht, ihr auseinanderzusetzen, daß mich sowohl die Pflicht des Mannes, der in der Welt seine Stellung zu behaupten hat, wie auch die Pflicht des Sohnes, der seinen alten hilflosen Eltern Stab und Stütze sein muß, in einen Weg weist, der mich von ihr trennt."

„Genug, genug," rief Tapperday zornig dazwischen, „diese saubern Redensarten kennen wir schon. Höre nicht mehr auf ihn, Bob. Er ist ein Feigling. Er will nicht nach Westen gehen. Ich bitte Dich, Bob, wirf — —"

„Mein sehr werther Herr," wandte Hugh sich wieder an Dryful, „Sie wissen, daß ich nicht der Einzige bin, den Welt und Gesellschaft zwingt, zu thun, was er nicht mag, ob aber Jemand der Verzicht auf seine Wünsche so schmerzlich ist, wie mir, das bezweifle ich."

Kitty schluchzte, wollte etwas sagen, sagte aber nichts, und Hugh fuhr fort: „Wer Welt und Gesellschaft kennt, wird mich entschuldigen, wird finden, daß ich so handeln muß, wie ich gethan, und wie ich schon soeben zu Miß Kitty selbst sagte, es ist nicht meine Schuld, daß wir uns trennen müssen, sondern die Schuld der Welt, die mich zwingt, zu handeln, wie ich es thue."

„Mr. Jefferson," nahm jetzt Bob das Wort, „ich lasse es dahingestellt, ob es sich bei Ihrer Trennung von Miß Kitty Tapperday um ein Unglück oder um Glück handelt. Das wissen Sie jetzt so wenig wie irgend Jemand. Das muß die Zukunft lehren. Verstanden? Ich allerdings kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich wünsche, es sei ein Glück. Und damit Gott befohlen. Adieu, Sir!"

Diese ebenso klare, wie kurze Auseinandersetzung verfehlte auf die Anwesenden ihre Wirkung nicht. Kitty hörte plötzlich auf zu weinen und sah Bob groß an, ihr Bruder aber schrie lärmend einmal über das andere: „Ein Glück, ein Glück, natürlich ein Glück!"

Hugh machte eine ganz verdutzte Verbeugung und verließ das Zimmer.

Wenn nun auch bei dem nachfolgenden Abendessen, das die drei zurückgebliebenen Personen gemeinschaftlich einnahmen, Tapperday manchmal noch bedauerte, daß Bob den jungen Jefferson nicht hinuntergeworfen habe, und Kitty mehrmals mit thränennassen Augen starr vor sich hin blickte, so kehrte doch allmälig eine ruhigere Stimmung zurück. Nach und nach kam die Freude zur Geltung, welche die drei Personen bei dem Wiedersehen nach drei Jahren empfanden; Kitty war, als Bob sie das letzte Mal gesehen, nach seiner Aussage noch ein „ganz kleines Mädel" gewesen, was Kitty wieder lebhaft bestritt, indem sie sagte, sie sei mindestens schon ein Backfisch gewesen. Schließlich gelangte der Antrag Tapperday's, zur Feier des Wiedersehens in der Lambert-Street einer Flasche Doppelbier „den Hals zu brechen", zur einstimmigen Annahme.

5.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und zwar einer der unerträglichsten von den unerträglichen Londoner Sonntagen. Es war, trotzdem man sich schon spät im Herbst befand, doch ausnehmend warm, die Straßen voll Dunst und Staub, eine bleierne, schwere, dicke, langweilige Luft.

„Du willst nach Westhampton-Court fahren, Simon?" fragte Mrs. Jefferson ihren Mann.

„Ja," antwortete Simon Jefferson und fuhr nachdenklich mit der Hand über seine Rockknöpfe hin.

„Und wie geht's meiner armen Nichte Jessie? Hat sie sich noch immer nicht wieder erholt? Es sind doch schon mehrere Monate seit dem Unglücksfall verflossen, der ihr den Vater raubte."

„Freilich, freilich, schon Monate, aber Jessie sieht aus, als ob es gestern gewesen sei. Sie sieht aus genau wie am ersten Tag nach ihres Vaters Tod."

„Mein Gott, was sagt denn ihr Arzt, der vortreffliche Doktor Strehlen, dazu?"

„Strehlen ist ein Esel."

„Wie sagst Du, Simon? Ich habe doch immer gehört, daß Strehlen ein so tüchtiger Arzt sei."

Simon runzelte die Stirn und zog seine Handschuhe an.

„Meine Liebe, ein Arzt kann einmal eine gute Kur machen, ebenso wie eine blinde Henne auch einmal ein Korn findet, und das mag bei Doktor Strehlen wohl der Fall gewesen sein. In der Behandlung Jessie's aber hat er sich von jeher schwer getäuscht, und ich werde nicht ruhen, bis Jessie endlich doch einen anderen Arzt nimmt. Ich habe zu Doktor Strehlen gesagt: „Jessie muß Luftwechsel haben, sie kann, wenn sie will, nach London in mein Haus ziehen, oder kann in ein Seebad oder auf Reisen nach dem Kontinent gehen, kurz wohin sie will, nur fort von Westhampton-Court." Weißt Du, was er mir antwortete?"

„Nun?"

„Man sieht, ihm steckt der deutsche Dünkel noch im Blut, der immer glaubt, daß die Deutschen die Wissenschaft gepachtet hätten und besonders die Medizin. Du weißt doch, daß sein Vater ein Deutscher war, wie auch sein Name verräth, nur seine Mutter war eine Engländerin."

„Ich weiß, ich weiß. Aber man sagt, daß er ein sehr geschickter Mensch sei, der lange Jahre auf deutschen Universitäten studirt hat. Er hat große Kundschaft und viel Vertrauen in der City."

„Meine Liebe," antwortete Simon streng und ärgerlich, „wenn ich Dir sage, daß Strehlen ein Esel ist, so kannst Du mir das ruhig glauben, mag man in der City sagen, was man will. Als ich ihm meine Besorgniß um Jessie ausdrückte, wie das doch meine Pflicht als Vormund und Onkel war, und eine Luftveränderung vorschlug, antwortete er mir mit seiner ganzen deutschen Hochnäsigkeit: „Das muß ich besser wissen, Mr. Jefferson. Solange ich Miß Jessie behandle, bleibt sie in Westhampton-Court."

„Nun, er hält vielleicht die Ruhe und die reine Luft von Westhampton-Court für besser, als die Aufregungen der Reise oder die Londoner Luft."

„Ich aber sage Dir, meine Liebe," fuhr Simon mit erhöhter Stimme und aufgebrachter Heftigkeit fort, „daß er nichts von der Sache versteht, und ich nicht eher ruhe, als bis ein anderer Arzt in Westhampton-Court ist. Damit gut. Adieu!"

Mrs. Jefferson, gutmüthig und duldsam wie sie war, erschrak über die Heftigkeit ihres Mannes, zu der ihr gar kein besonderer Grund vorzuliegen schien. War es ihre Schuld, wenn Doktor Strehlen nicht das Rechte traf? Sie sagte aber nichts, sondern seufzte nur leise, und ihr Mann ging mit der ihm eigenen Würde und Gemessenheit davon.

Als Simon Jefferson auf der Charing-Croß-Station den Zug bestieg, der ihn nach Westhampton-Court bringen sollte, wollte es der Zufall, daß er in dem Wagen den Doktor Strehlen antraf, der ebenfalls nach Westhampton-Court fuhr. Der Arzt war ein noch junger Mann von sechsundzwanzig oder siebenundzwanzig Jahren, in Kleidung und Manieren von jener Korrektheit und Tadellosigkeit, wie man sie bei einem fashionablen Londoner Arzt erwartet und gewohnt ist. Seine Gesichtszüge waren von einer wohlthuenden, ruhigen Gemessenheit, die Augen von ungewöhnlicher Tiefe und Klarheit. Der deutsche Typus in ihm war unverkennbar. Er war so früh zu einer verhältnißmäßig großen Praxis gekommen, weil sein Vater, der seit dreißig Jahren in London Arzt war und sich jetzt seit etwa zwei Jahren zurückgezogen, ihn eingeführt und schließlich seine Praxis ihm ganz überlassen hatte.

Mit einer Zuvorkommenheit, mit einer höflichen Geschmeidigkeit und Liebenswürdigkeit, die selbst den Doktor Strehlen etwas Wunder nahm, begrüßte ihn Jefferson.

„Und wie geht's Ihnen, mein werthester Herr Doktor? Ich danke dem Schöpfer, daß ich einmal Gelegenheit gefunden habe," redete Jefferson eifrig auf den jungen Mann ein, „mit Ihnen ungestört über unsere theure Kranke zu reden. Sie sind doch auf dem Wege zu Jessie?"

„Ja, Sir," antwortete Doktor Strehlen kurz und kühl.

„Sie lebt zu einsam. Das ist's. Ich wette mit Ihnen, um was Sie wollen, daß Jessie zu einsam lebt."

„Unsere Wette dürfte an dem Befinden Miß Jefferson's wenig ändern, Sir."

„Ha, sehr gut gesagt, Herr Doktor, stimmt auffallend. Ob wir wetten oder nicht, darauf kommt's nicht an. Es war nur so eine Redensart von mir, Sie wissen, Sir, so eine Art Gewohnheit. Aber worauf es ankommt, das ist, daß Jessie mehr Unterhaltung, mehr Zerstreuung, mehr Beschäftigung haben muß, und ich als ihr Verwandter und obrigkeitlich bestellter Vormund muß darauf sehen, daß ihr wird, was sie braucht. Es versteht sich, Sir, und Jeder wird es begreifen, daß ich mein Amt als Vormund Jessie's nicht nur so auffasse, daß ich ihre Pence und ihre Schillinge und ihre Pfunde gewissenhaft verwalte, sondern auch mich für ihr körperliches und seelisches Befinden verantwortlich erachte. Leuchtet Ihnen das ein, Sir?"

„Mr. Jefferson, es ist sehr freundlich von Ihnen, sich für das körperliche Befinden Ihrer Nichte verantwortlich zu fühlen, aber ich bin der Ansicht, daß die Verantwortung in dieser Beziehung, die der Arzt trägt, weiter und höher geht und berechtigter ist als jede andere."

„Es gibt viele Aerzte, Sir," sagte Simon in einer raschen, eigenthümlich spitzen und fast drohenden Weise.

„Ich meine natürlich den behandelnden Arzt," antwortete Doktor Strehlen gleichgiltig, als ob er den Einwurf durchaus unbeachtet lassen wolle.

„Das meine ich auch. Aber kein Mensch in der City wird es mir übelnehmen, ja sogar Jeder wird es für mein Recht und für meine Pflicht ansehen, meine Augen auch in dieser Beziehung offen zu halten und meine Meinung zu sagen, und die ist, mein lieber und werthgeschätzter Herr Doktor: Jessie muß heirathen!"

Doktor Strehlen war ein ruhiger, kluger Mann, gleichwohl fuhr er bei dieser kurz und bestimmt herausgestoßenen Aeußerung seines Gegenübers etwas erschrocken auf. Er wußte ja wohl, was der andauernde Aufenthalt Hugh Jefferson's auf Westhampton-Court bedeuten sollte und hatte geahnt, daß dessen Vater früher oder später ihn gegenüber sondiren werde, ob er, der Arzt Jessie's, als Helfershelfer bei der beabsichtigten Komödie, die man in Westhampton-Court spielen wollte, zu brauchen sei oder nicht. Jetzt nun, wo das wirklich geschah, erbleichte er doch ein wenig, als ob er unvermuthet und plötzlich vor eine große und schwere Entscheidung gestellt sei. Es hieß jetzt für ihn: entweder Jessie aufzugeben, sich gleichgiltig und unbekümmert um das, was kommt, abzuwenden, oder sich den gemeinen und habgierigen Spekulationen des alten Jefferson anzuschließen. Beides erkannte Doktor Strehlen sofort als eine Unmöglichkeit für sich. Was aber

sollte er thun? Seine Pflicht. Das stand vor Allem fest. Es fragte sich nur, was hier seine Pflicht sei, und wie er sie am besten erfülle.

„Sie muß heirathen," wiederholte Simon nach einer kleinen Pause, „sonst wird's nie besser. Was meinen Sie, Doktor?"

„Ich meine, Mr. Jefferson, daß Miß Jessie jetzt verheirathen heißen würde, die größten Gefahren für ihre Existenz heraufzubeschwören, ein frevles und abscheuliches Spiel mit ihrem Leben zu beginnen. Ich habe die Ueberzeugung, daß Ihre Nichte geistig und körperlich der größten Schonung bedarf und den Anstrengungen und Aufregungen einer Heirath jetzt, ich will sagen mindestens ein Jahr, nicht gewachsen ist. Ich würde meine Stellung als Arzt in Westhampton-Court sofort niederlegen müssen, wenn meine Ansicht in dieser Beziehung ohne Beachtung bliebe. Das meine ich, Mr. Jefferson."

Simon sah nun seinerseits den Arzt mit seinen kalten grauen Augen ziemlich überrascht an, und für einen Augenblick wich die Würde und wohlwollende Väterlichkeit, die er sonst in seine Züge zu legen wußte, aus seinem Gesicht. Daß seine Nichte in Lebensgefahr sich befinden könne, hatte er bisher noch nicht geglaubt, vielleicht schon aus dem Grunde nicht, weil ihr Tod, solange sie Hugh noch nicht geheirathet hatte, ihm nicht erwünscht war. Er hätte ja wohl geerbt, auch wenn Jessie unvermählt starb, aber nur einen Theil, vielleicht gar einen geringeren Theil des Vermögens, Simon aber wollte Alles haben. Alles sollte durch diese Heirath in seine Familie übergeleitet werden. Jetzt, nachdem er die Verwaltung des ganzen Vermögens Jessie's vollständig in seiner Hand hatte, wußte er auch genauer wie früher, um was es sich bei seinen Spekulationen handelte. Er hätte das früher nie geglaubt. An seiner Nichte, an der kleinen nervösen, blutarmen Jessie, die selbst kaum hundert Pfund wog, hing ein sicheres Jahreseinkommen von dreißigtausend Pfund Sterling. Das lockt und reizt. Und Simon, der die ganze Sache schon so gut wie in der Hand hatte, sollte sich von den albernen Ausführungen eines Tölpels von Arzt, der sich in nichts hineinzudenken vermochte, beirren lassen?

Aber nur für einen Augenblick war er von den Ausführungen des Arztes überrascht. Gleich darauf legten sich seine Züge wieder so menschenfreundlich, höflich, verbindlich und würdig zurecht, wie man sie an ihm zu sehen gewohnt war.

„Es ist mir sehr, sehr angenehm, Herr Doktor," antwortete er süßlich, „Ihre Ansicht in dieser Hinsicht kennen gelernt zu haben. Seien Sie versichert, mein bester und werthgeschätzter Herr Doktor, daß ich vor derselben stets meinen tiefsten Respekt bezeigen werde."

Doktor Strehlen verbeugte sich stumm. Er hatte kaum gehört, was Simon gesagt hatte. Es war ihm, als wenn seine Tage als Arzt in Westhampton-Court gezählt seien, als wenn — — Gleichviel, er hatte seine Pflicht und Schuldigkeit gethan; mußte sie thun. Komme, was da wolle.

Wenige Minuten später hielt der Zug auf der Station Westhampton, und die beiden Herren schritten auf dem nächsten Weg durch den Park nach Westhampton-Court hin. Sie sprachen Beide nichts und schienen lebhaft mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt zu sein. Unter der Veranda trat Mary Wimpleton auf sie zu und sagte: „Die Herrin erwartet die Herrschaften im blauen Salon. Bitte, wollen Sie mir dahin folgen, meine Herren."

Der blaue Salon war ein großer Empfangssalon zu ebener Erde im Schloß von Westhampton-Court mit einer wunderhübschen Aussicht auf einen großen Theil des Parkes, der jetzt in dem melancholischen Zauber der Herbstbeleuchtung stand, und auf den großen, theilweise mit Schilf bewachsenen Teich, auf dem sich Schwäne und wilde Enten tummelten. Miß Jessie stand in einer sehr eleganten und auch kostbaren und geschmackvollen Trauertoilette am Fenster. Ihr Onkel wünschte nun einmal, daß sie Westhampton-Court würdig repräsentire, und deshalb that sie — mehr ihm als sich zu Gefallen — für ihre Toilette jetzt mehr als sonst. Ihre feine, schmale Gestalt, die bleichen, noch immer müden, aber doch nicht mehr so apathischen Züge traten scharf aus den schwarzen Stoffen heraus. Neben ihr stand Hugh, auch in Trauer, aber mit lustigen Mienen, sichtlich bemüht, seine Base aufzuheitern, leider aber ohne besonderes Geschick und infolgedessen auch ohne Erfolg. Nur als Doktor Strehlen jetzt in's Zimmer trat, war es, als wenn die hübschen Augen Jessie's um einen Schein munterer aufgeleuchtet hätten.

„Herr Doktor Strehlen," sagte sie wie aufseufzend und reichte ihm ihre zarte schmale Hand zum Gruße hin, „wie freue ich mich immer, wenn ich Sie wiedersehe. Sie sind doch wohl?"

Doktor Strehlen nahm die kleine Hand höflich in die seine und drückte einen leichten Kuß darauf.

„Diese Frage bin ich Ihnen schuldig, meine Gnädigste," antwortete er launig, „an mir ist es, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Wie war der Schlaf?"

„Gut, ruhig," sagte sie einfach und ihm unbefangen in die Augen sehend. Es war, als ob plötzlich ihr Vetter und ihr Onkel nicht mehr für sie vorhanden gewesen wären.

„Und der Appetit?" fragte er weiter, als Arzt, aber doch mit einer eigenthümlichen, wohlthuenden Stimme, als ob gerade Miß Jessie ihm mehr Interesse eingeflößt habe, wie sonst einer seiner Kranken.

„Ach Gott, Herr Doktor," antwortete sie lächelnd, „ich esse fast gar nichts."

„Aber Sie müssen essen," zankte er sie nun eifrig aus, „Sie müssen essen, Miß Jefferson. Aus nichts wird nichts, das wissen Sie doch!"

„Wenn ich aber nun keinen Appetit habe," vertheidigte sie sich, wie ein Kind schmollend.

„Warten Sie, ich werde Ihnen Appetit machen," entgegnete ihr Doktor Strehlen und riß aus seinem Rezeptbuch ein Blatt, auf dem er sich in den wunderlichen Hieroglyphen erging, die den Aerzten in solchen Fällen eigen sind und die Unbefangene auf die Idee bringen, ein Arzt müsse es wohl als eine Todsünde betrachten, je einmal ein Rezept zu schreiben, das man lesen könne.

Auch solange er schrieb, fiel Jessie ihr Onkel nicht ein. Sie hatte ihn noch nicht einmal begrüßt und paßte genau und neugierig auf, wie Doktor Strehlen mit Bleistift seine räthselhafte Inschrift verfertigte. Sie sah, wie fein und vornehm seine wohlgepflegte Hand war, wie fest und bestimmt, ohne sich auch nur einen Moment zu besinnen, sie über das Papier hinfuhr. Dann beobachtete sie seine Augen, die tief, ernst, voller Innerlichkeit leuchteten. Er schielte einen Augenblick über das Papier weg, und ihre Blicke trafen sich, vielleicht nur für den hundertsten Theil einer Sekunde und ohne daß es Jemand sah und merkte, wie ein Blitz, der eben nur bei den Beiden einschlug.

„O, Onkel," rief Jessie, sich plötzlich besinnend und ungewöhnlich lebhaft aus, „Du bist auch da!"

„Hm," machte Simon bedenklich, „wenn Du einen Augenblick Zeit hast, so möchte ich Dir wohl guten Tag sagen und Einiges zur Unterschrift vorlegen."

„Du mit Deinen ewigen Unterschriften! Kannst Du das denn nicht selbst besorgen?"

„Jessie — — —!"

„Nun ja doch. Lege nur den Kram dorthin. Ich werde es nachher unterschreiben."

Es wollte Simon Jefferson scheinen, als sei er von seiner Nichte noch nie so gleichgiltig, so en bagatelle behandelt worden, als an diesem Tag, und er wurde sofort wieder durchaus vernachlässigt, als jetzt der Arzt wieder, sein Rezept beendend, sagte:

„So! Meine Gnädigste, wenn Sie die Güte haben wollen, jede zwei Stunden zehn bis zwölf Tropfen von der Flüssigkeit, die ich hier aufgeschrieben habe, zu nehmen, so wird sich Ihr Appetit bestimmt verbessern." (Fortsetzung folgt.)

Die Kapellbrücke in Luzern.

(Mit Bild auf Seite 129.)

Zwischen der Neuen Brücke unmittelbar am See, die der vom Bahnhof in Luzern kommende Fremde passiren muß, und der unteren Reußbrücke zieht sich die auf S. 129 abgebildete Kapellbrücke schief über diesen Fluß. Sie gehört mit dem Wasserthurm zu den alten Wahrzeichen Luzerns, und die Nachricht, daß sie zum Abbruch bestimmt sei, hat daher vielfach Bedauern erregt. Die Kapellbrücke ist aus Holz erbaut, 150 Meter lang und stammt aus dem Jahre 1300. Ein hölzernes, schindelgedecktes Schutzdach zieht sich in ihrer ganzen Länge darüber hin; in den Dachgiebelfenstern angebrachte kunstlose Gemälde stellen u. A. die Geschichte der Heiligen Mauritius und Leodegar, der Schutzpatrone der Stadt, dar. Noch weit älter als die Brücke ist der Wasserthurm. Er soll in die Römerzeit zurückreichen und ursprünglich als Leuchtthurm (Luzerna) erbaut worden sein; davon schreibt sich angeblich der Name der Stadt her. Jetzt birgt er das städtische Archiv.

Nach dem Gewitter im Hochgebirge.

(Mit Bild auf Seite 132.)

Furchtbar sind die Ungewitter im Hochgebirge, aber schnell, wie sie gekommen, ziehen sie auch vorüber. Schon fährt durch eine schmale Wolkenlücke der erste Sonnenstrahl wieder herab, auf einen Augenblick eine grüne Matte geisterhaft beleuchtend und dann über die oberen Felspartien hinhuschend. Heller wird es wieder, die Dunkelheit schwindet, nur wie in wilder Schlacht zerfetzte Fahnen flattern die vom Sturm zerrissenen Wolken noch um die Spitzen, Grate und Hörner. Nichts erinnert mehr an das furchtbare Toben der Elemente, als die Wildbäche, die noch immer angeschwellt von den Höhen herabkommen, und die aus den Thälern emporsteigenden Nebelwolken. Diese nehmen allerlei seltsame und phantastische Gestalten an, ehe sie sich völlig auflösen und verschwinden. Unser Bild auf S. 132 zeigt uns ein Hochthal nach dem Gewitter und macht uns besser als Worte mit den Reizen jener gewaltigen Natur bekannt.

Proklamirung des Bockkönigs beim Bockbierfest in der Provinz Posen.

(Mit Bild auf Seite 133.)

In fast allen Städten des preußischen Großherzogthums Posen werden sogenannte Bockfeste gefeiert, wenn im Frühjahr der erste Anstich dieses hervorragend gut und schwer gebrauten Bieres vor sich geht. Das Lokal wird dazu entsprechend dekorirt, Gäste und Bedienung setzen aus Papier gefertigte Bockmützen auf, und eine Bockkapelle läßt die beliebtesten Weisen erschallen. Es werden Bierreden gehalten, Bocklieder gesungen, und die Stimmung steigert sich mehr und mehr bis zur feierlichen Bockpolonaise, bei der ein lebender Ziegenbock, der von einem Clown geführte „Preisbock", den Reigen eröffnet. Alle Gäste schließen sich paarweise an, und zum Schluß wird der Bock verloost, und sein Gewinner unter allgemeinem Jubel zum Bockkönig proklamirt (siehe das Bild auf S. 133). Dieser muß dann natürlich ein Fäßchen zum Besten geben, das zu Ehren des Spenders geleert wird.

Unter Banditen.

Ein Erlebniß aus Italien.

Von **H. v. Kottwitz.**

Ein bekanntes Sprichwort sagt: „Vedi Napoli e poi muori! — Siehe Neapel und stirb!" und

es ist wirklich wahr, daß die landschaftliche Scenerie von Neapel und seiner Umgebung unter dem reinsten Blau des Himmels einem Paradiese gleicht. Es gibt nichts Malerischeres und Schöneres, als die staffelförmig ansteigende Riesenstadt bis zu den vereinzelt mitten in Gärten und Weingeländen gelegenen Landhäusern auf der Höhe; unten aber, zu Füßen der Einzigschönen, der weite, buntbelebte Golf mit seinen weißen Segeln und der lieblichen Inselwelt: Procida, Ischia, Capri. Eine solche Vereinigung von landschaftlichen Reizen findet sich nirgends in der Welt.

So fühlte denn auch ich mich, als ich im Jahre 1859 über Genua, Florenz und Rom nach den blühenden Gefilden Kampaniens kam, magisch angezogen und miethete mich in einem der hochliegenden Weinbergshäuser Neapels für mehrere Monate ein. Meine Wirthsleute waren Pächter des Grundstückes, arme, schlichte Leute, die, wie ich sie im Laufe der nächsten Wochen kennen lernte, zu denjenigen echten Neapolitanern gehörten, von denen gesagt wird, daß sie in ihrem Wesen treuherzige Gutmüthigkeit mit spitzbübischen Neigungen wunderbar vereinigen. Sie sahen mir Alles an den Augen ab und gingen sozusagen für mich durch's Feuer; freilich, wenn sie mich um einige Lire betrügen konnten, so thaten sie es mit Freuden.

Anfangs war ich in der ganzen zahlreichen Familie — fast alle armen Neapolitaner haben viele Kinder — „il signore, der Herr"; sobald sie aber Briefe für mich mit der Adresse: „Dr. Müller" zu Gesicht bekommen hatten, hieß ich nur noch schlechtweg der Doktor — il dottore.

Dieser Titel sollte für mich verhängnißvoll werden. Einstmals in der Nacht — es war sehr warm, und ich hatte alle Thüren und Fenster offen — spürte ich im Schlafe eine unheimliche Empfindung, als ob mir Jemand nahe sei, der in mein Schlafzimmer eingedrungen sei. Diese Empfindung nahm alsbald Körperlichkeit an, denn ich wurde durch eine derbe Hand aufgerüttelt.

Als ich mich emporrichtete, sah ich, daß auf meinem Nachttische die Kerze angezündet war, und vor mir stand eine fremde Gestalt.

Ich riß die Augen weit auf, aller Schlaf war sofort von mir gewichen.

„Was ist's? Was soll's?" rief ich, etwas erschrocken, aber mehr ärgerlich und neugierig, in meinem äußerst mangelhaften Italienisch.

„Bitte, Dottore, kleiden Sie sich rasch an; man bedarf Ihrer," erwiederte eine höfliche Stimme.

Ich sah die Gestalt genauer an; es war ein, so viel ich bei der schwachen Beleuchtung erkennen konnte, gutgekleideter bärtiger Mann, aber diese Höflichkeit wurde mir auch sofort verdächtig, als mein Blick an dem Manne herabglitt und ich in seiner Rechten einen blinkenden Dolch wahrnahm.

„Zu welchem Zwecke?" rief ich noch lauter. „Fällt mir nicht ein. Hinaus oder ich rufe Hilfe herbei!"

Die rechte Hand des Fremden hob sich ein wenig. „Still!" sagte er, immer in höflichem Tone. „Regen Sie sich nicht auf, Dottore! Es würde zu nichts führen. Auch hört Sie Niemand. Bitte, verlassen Sie sich darauf! Kleiden Sie sich an und kommen Sie mit. Man bedarf Ihrer. Etwas Weiteres kann ich Ihnen nicht sagen. Ich handle nur im Auftrage. Es geschieht Ihnen nicht das Geringste, sobald Sie meiner Bitte Folge leisten. Andernfalls müßten wir Gewalt gegen Sie brauchen."

Er machte dabei eine leichte Wendung nach dem Eingange, in dessen Halbdunkel ich nun eine zweite Gestalt stehen sah.

Ich sah ein, daß ich nicht Herr der Situation war, stand auf und kleidete mich an, was ich absichtlich langsam that.

„Bitte, beeilen Sie sich, Dottore! Es ist keine Zeit zu verlieren," sagte mein Besucher dringend.

„Wollen Sie nur mein Geld?" versetzte ich. „Das will ich Ihnen, der Gewalt weichend, freiwillig geben."

Nach dem Gewitter im Hochgebirge. (S. 131)



Proklamirung des Bockkönigs beim Bockbierfest in der Provinz Posen. (S. 131)

„O nein, nein," wehrte er ab. „Im Gegentheil, man wird Sie bezahlen, gut bezahlen. Nur rasch, rasch, ich bitte!"

Meine Neugier stieg mit meiner Aufregung. Ich sollte bezahlt werden für Dienste, von denen ich nicht die geringste Ahnung hatte. War es als Spion? Handelte es sich um irgend einen politischen Zweck, oder was sonst? Denn der Gedanke an eine Gefangennahme, um Geld zu erpressen, war ja nach des Mannes Erklärung nicht stichhaltig. Nachdem ich fertig war, nahm der Fremde meinen Arm.

„Nun keinen Laut," sagte er dumpf; „ich müßte Sie sofort niederstechen."

Der zweite Mann trat von der Thür weg. Ich wurde hinaus und über den verwahrlosten Hof geführt. Gegen die Familie meiner Wirthsleute erfaßte mich ein gewisser Grimm, denn ich konnte nicht begreifen, daß weder der alte Pächter, noch seine sonst so regsame Frau oder einer von den beiden erwachsenen Söhnen etwas vom Eindringen der Fremden sollten bemerkt haben. Ich hatte den Verdacht, daß sie sich absichtlich fernhielten.

Draußen am Wege stand ein verdeckter, mit zwei Pferden bespannter Wagen. Die Nacht war zwar sternhell, aber doch so dunkel, daß ich genauere Wahrnehmungen nicht machen konnte.

„Bitte, steigen Sie ein!" sagte mein Führer leise.

Ich gehorchte. Die beiden Männer stiegen mit ein. Der Wagen setzte sich in Bewegung.

„Es geschieht Ihnen nichts," versicherte mir mein Zwingherr nochmals, „aber es hilft nichts, ich muß Ihnen ein Weilchen die Augen verbinden."

Zwar murmelte ich einen grimmigen deutschen Fluch, aber es war offenbar, daß jede Widersetzlichkeit nutzlos gewesen sein würde. Ich ließ mir daher ohne Protest die Binde umlegen.

„Nur für ein Weilchen," wiederholte der Mann. Dieses Weilchen dauerte jedoch nach meiner Berechnung zwei bis drei Stunden. Der Wagen ging mitunter auf dem mir bekannten Lavapflaster, kam dann aber auf ungepflasterten, theilweise sehr holperigen Boden. Die Fahrt war scharf, und es setzte oft tüchtige Stöße.

Endlich hielt der Wagen. Die Pferde schnauften. Ich hörte den Kutscher abspringen.

„Wir sind zur Stelle," sagte mein Führer. „Bitte, steigen Sie aus!"

Er faßte mich leicht unter die Arme und hob mich behutsam aus dem Wagen. Dabei konnte ich zugleich auf seine große Körperkraft schließen.

„Nun lassen Sie sich willig geleiten," raunte er mir zu. „Solange Sie thun, was von Ihnen verlangt wird, soll kein Haar auf Ihrem Haupte gekrümmt werden."

Er faßte mich nun fest unter den Arm, führte mich mit aller Sorgfalt vorwärts und machte mich selbst auf das kleinste Weghinderniß aufmerksam, das überschritten werden mußte. Es ging dann einige Stufen hinan und anscheinend in einen Hausflur.

Als der Mann mir die Binde von den Augen nahm, sah ich mich in einem zwar kleinen, aber sehr hübsch eingerichteten Gemache mit hübschen Möbeln, Teppichen am Boden und einigen Bildern an den Wänden. Ob es schon Tag war oder noch Nacht, vermochte ich nicht zu unterscheiden. Die Fensterblenden waren herabgelassen und ganz dicht. Es brannten drei Kerzen in dem Zimmer.

Von einem Lehnstuhl erhob sich ein älterer, schwarz gekleideter Herr, der mich mit leichtem Nicken begrüßte.

„Ich bitte um Entschuldigung, Dottore, daß wir Sie haben stören müssen," sagte er. „Aber es war unvermeidlich."

„Und welchen Dienst verlangt man von mir?" entgegnete ich entschlossen. „Was Sie oder Ihre Helfer gethan haben, ist doch ganz ungesetzlich, und Sie werden die Verantwortlichkeit dafür tragen."

„Aus dem Gesetz, Dottore, machen wir uns nichts," sagte der Alte lächelnd.

Demnach war ich wirklich, wie ich geahnt hatte, in die Hände von Verbrechern gerathen. Waren es Verschwörer? Meine Spannung wuchs; ich wollte nun unter allen Umständen hinter das Geheimniß kommen.

„Vor Allem," fuhr der Alte fort, „müssen Sie mir ein Versprechen ablegen. Sind Sie Christ?"

„Ja. Warum fragen Sie?"

Der Alte drehte sich um und nahm von einem Möbel, das eine Art Betpult zu sein schien, ein kleines Kruzifix von schwarzem Holz.

„Legen Sie die Hand auf dies heilige Zeichen aller Christen und schwören Sie, über Alles, was Sie sehen und hören werden, zu schweigen!" sagte er.

Ich zögerte.

„Erlassen Sie mir jede rauhe Maßregel — schwören Sie!" gebot der Alte mit gedämpfter, aber sehr fester Stimme.

„Wohlan, ich füge mich der Gewalt und schwöre," versetzte ich, und ich glaube meine Stimme bebte vor Zorn.

„Ich werde Sie jetzt zu einer Person führen, die krank ist," fuhr er fort. „Sie werden Ihr Bestes thun, denn diese Person ist mir sehr theuer."

Er betonte die letzten Worte ganz eigenthümlich.

„Sie meinen eine ärztliche Behandlung?" fragte ich überrascht.

„Jawohl," erwiederte er. „Aus triftigen Gründen wählte ich lieber einen fremden, als einen neapolitanischen Arzt."

„Aber, mein Herr —"

Ich wollte ihm erklären, daß ich gar kein Arzt, sondern ein Philologe sei, der in Italien kunstgeschichtliche Studien mache, aber ich hielt inne, um mich nicht selbst von dem Geheimniß, dessen Enthüllung ich erwartete, auszuschließen. Ich hatte die Lehren der Naturheilkunde mit großer Vorliebe studirt und seit lange an mir, meinen Familienangehörigen und Bekannten praktisch erprobt. Ich gedachte mir im Nothfalle damit auch hier zu helfen.

„Sie werden mit der kranken Person, welche an einem Wundfieber leidet, absolut nichts sprechen, was nicht ihren Zustand betrifft," sagte der Alte mit Nachdruck. „Man wird Sie keinen Augenblick mit ihr allein lassen und jede Unterredung anderer Art sofort abschneiden. Ich bitte Sie dringend, sich unbedingt dieser Anordnung zu fügen, da deren Uebertretung Ihre Freiheit gefährden würde. Folgen Sie mir!"

Er schritt voran, zunächst durch ein leeres, dunkles Zimmer, öffnete die Thür eines dritten und ließ mich eintreten. Ein altes, widerwärtig aussehendes Weib stand an einem Bett und zog sich bei unserem Erscheinen etwas zurück. In dem Bette lag eine weibliche Gestalt, augenscheinlich noch jung, schön, mit aufgelöstem blondem Haar, in weißes Gewand gekleidet, aber der rechte Arm war nur mit einem Tuche bedeckt. Ich sah auf den ersten Blick, daß dieses junge Wesen heftiges Fieber hatte. Der Alte winkte gebieterisch, und die Wärterin zog das Tuch von dem Arme weg, wickelte auch eine ungeschickte Bandage — augenscheinlich ein Handtuch — von der Wunde. Der ganze Arm war geschwollen und hochroth.

„Es ist eine Schußwunde, nur von einem Streifschuß," flüsterte mir der Alte zu.

„Aber die Entzündung," erwiederte ich ebenso leise, „ist ja fürchterlich — lebensgefährlich! Seit wann —"

„Es ist heute der fünfte Tag," antwortete der Alte.

Ich traf sofort energisch die nächsten Anordnungen. Reines Wasser warm machen. Ein breites flaches Gefäß. Ein Thermometer. Reines Leinen- und Baumwollenzeug. Watte. Nachdem Alles dies zur Stelle, was ziemlich lange dauerte, legte ich den ganzen Arm in ein zweiundzwanzig Grad warmes Bad und bedeckte die Schulter mit einer ebenso warmen Packung. Die Kugel eines Schusses hatte das Fleisch des Unterarmes aufgerissen und den Knochen gestreift. Nach dem Bade machte ich fort und fort jede halbe Stunde, dann alle Stunden achtzehn Grad warme Wasserumschläge und bedeckte dieselben mit Watte.

Ich setzte diese Behandlung etwa sechzehn Stunden lang fort, machte auch, zur Bekämpfung des Wundfiebers, nasse Ganzpackungen mittelst Bettlaken.

Nach der oben erwähnten Zeit war die Kranke wieder bei vollem Bewußtsein, das Fieber gemäßigt, die Wunde hatte ihr gefährliches Aussehen verloren.

Drei Tage später, die ich unter strenger Bewachung zubrachte, befand sich die Wunde in voller Heilung.

Ein einziges Mal versuchte es das junge Weib, mich anzusprechen, und zwar englisch, das die Wächter nicht zu verstehen schienen.

„Ich bin eine Gefangene — man hat meinen Gatten erschossen — mich selbst fortgeschleppt. Sie wollen ein Lösegeld erpressen. Melden Sie —"

Weiter kam sie nicht. Der wachehaltende Mann schnitt ihr mit einer nicht mißzuverstehenden Geberde das Wort ab.

Ich aber wußte genug. Also Banditen hatten das englische Ehepaar überfallen, den Mann, der sich wahrscheinlich widersetzt, niedergeschossen und die unglückliche Frau verletzt. Diese sollte ein hohes Lösegeld zahlen, daher war den Räubern an ihrer Wiederherstellung viel gelegen. Der Alte war offenbar der Hauptmann der Bande.

Und mich Unglücklichen hatte das Geschick getroffen, mit in den Fall hineingezogen zu werden! Ich wurde nicht freigelassen, bis die Wunde fast geheilt war. Am achten Tage nach meiner Gefangennehmung kündigte mir der Chef an, daß meine Patientin fortgebracht sei, und daß ich nun ebenfalls in meine Wohnung zurückgeführt werden solle. Zugleich reichte er mir zweihundert Lire als Honorar. Ich wies sie zurück, indem ich erklärte, daß ich der Dame aus reiner Menschenliebe gedient hätte.

Der Bandit schüttelte befremdet den Kopf, drang aber nicht weiter in mich.

Es war wiederum Nacht, als ich fortgefahren wurde. Man legte mir abermals die Binde um die Augen, und ein Bandit wurde als Begleiter zu mir in den Wagen gesetzt. Der Hauptmann verabschiedete sich von mir auf das Höflichste und erinnerte mich an meinen Eid. Ich aber zerbrach mir bereits in demselben Augenblicke den Kopf, wie es mir wohl möglich werden könne, die Schufte unschädlich zu machen.

Unterwegs kam mir ein Gedanke. Ich hatte in meinem Sommerüberzieher einen großen Beutel voll der erfrischenden Pfeffermünzpastillen. Während der Fahrt klagte ich über Hitze und bat meinen Wächter, das Wagenfenster herabzulassen. Nun drückte ich mich, wie Luft schöpfend, dicht an den Wagenschlag und ließ verstohlen ein Kügelchen nach dem anderen hinausfallen. Dies Experiment setzte ich fast zwei Stunden lang fort, dann war mein Vorrath leider zu Ende.

Unversehrt langte ich in meiner Wohnung wieder an, wo meine Wirthsleute höchlich verwundert thaten, obschon ich noch heute glaube, daß sie mit den Banditen in Verbindung gestanden haben.

Kaum wartete ich den nächsten Morgen ab, da eilte ich zur Polizei, zeigte den Fall an und theilte mit, welche List ich mit den Pastillen aus-

geführt hatte. Ob dies Mittel zum Erfolge mit beigetragen hat, weiß ich nicht. Ich hielt es für rathsam, sofort abzureisen, hatte aber in Rom die Genugthuung, später in der Zeitung zu lesen, daß im Gebirge, mehrere Stunden von Neapel entfernt, in einem kleinen Landhause ein Banditennest aufgehoben worden sei, welches lange Zeit zur Aufbewahrung weggefangener reicher Leute gedient habe.

Ich habe seitdem Neapel nicht wiedergesehen.

Schicksalswege.

Erzählung von C. T.

(Nachdruck verboten.)

Die große Revolution in Frankreich hatte noch nicht begonnen, doch hörte man bereits ihr dumpfes Grollen. In der Bretagne war noch Alles ruhig, nichts störte des Lebens altgewohnten Gang; doch auch über dieser Provinz zogen die schweren Gewitterwolken sich zusammen, und bald entströmten sie ihren Feuer- und Blutregen über dieses gesegnete Land.

Zu Nantes, im Saale des Oratoriums, fand die jährliche Prüfung und Preisvertheilung statt. Manchen Jüngling beglückte ein Preis, welcher manches Mutterauge mit seliger Rührung füllte. Jetzt verkündete der Ton der Glocke, daß das Fest zu Ende sei; die Anwesenden zogen sich zurück, und immer leerer wurde der weite Saal. Nur noch wenige Personen sah man hier und da in zerstreuten Gruppen. In einer Ecke stand ein Lehrer des Oratoriums von etwa achtundzwanzig Lebensjahren; seine Züge waren voll Würde und seine Haltung voll edlen Anstandes; er hatte seinen Arm auf das Fußgestell einer Bildsäule Ludwig's XVI. gestützt und sah nachdenkend auf drei junge Leute hin, von denen der Aelteste kaum fünfzehn Jahre zählen mochte. Des Oratorianers Gesicht war blaß und hager und sein Körper schlank; aus seinen Augen strahlte ein scharfblickender Geist, doch sein Lächeln hatte etwas Bitteres.

„Nun, meine jungen Freunde, das war heute ein schöner Tag. Nicht wahr? Wir trennen uns jetzt, und ihr vergeßt mich vielleicht bald; aber ich werde noch oft an euch denken, denn ich liebe euch. — Du, mein Freund," sprach er zu einem der drei Jünglinge, „Du wirst jetzt aus den engen Stuben unseres Oratoriums hinaustreten in die weite Welt und wirst von Deinen schönen Kenntnissen einen recht tüchtigen Gebrauch machen. Das trau' ich Dir zu."

„Ich möchte es gerne," antwortete der junge Mann. „Aber wird es mir erlaubt sein? Ich werde bald mein schönes Latein vergessen haben und der Rhetorik auch nicht mehr bedürfen; denn mein Onkel will mich zum Parfümeur machen, und ich soll meine Lebenstage zwischen Pomadentöpfen und Riechfläschchen verbringen. Ein trauriges Loos! Lieber wäre ich beim Latein geblieben und einmal ein Gelehrter oder, was ich allem Anderen vorzöge, ein Arzt geworden."

„Ein schöner Stand fürwahr, wenn man Geist genug besitzt, ihn recht aufzufassen!" bemerkte der ernste Lehrer.

„Ein Arzt werde ich nie," rief der zweite Jüngling. „Was gilt ein Arzt? Schlösser möchte ich besitzen, Gärten und Ländereien; ich möchte auf dem Meere Schiffe haben und weit ausgedehnte Geschäfte machen; es müßten mir Schätze und Diener zu Gebote stehen. Aber ach, ich bin verurtheilt, ein Spezereikrämer zu werden und in einem dumpfen Laden meine Jugend zu vertrauern. Mir graut davor."

„Warum wollt ihr Leutchen aber auch so hoch hinaus?" fragte der Lehrer. „Da lobe ich mir euren Kameraden da; der ist nicht so ehrgeizig und wird höchstens einmal Hauptmann von tapferen Soldaten."

„Jawohl, Hauptmann, aber noch lieber General," antwortete der Dritte.

„Also auch Du bist ehrgeizig? Sonderbare Menschen! Nun, es wird die Zeit der Schlachten kommen, und sie ist vielleicht näher, als Du glaubst."

Der Lehrer seufzte, sah nachdenkend vor sich hin, und sein Gesicht nahm den Ausdruck der Rührung an; er sprach: „Meine jungen Freunde, es wird noch mancher Tag und manche Nacht kommen, und wer weiß, was geschehen kann. Des Lebens Wege sind gar sonderbar. So habe ich ein Seemann werden sollen und bin nun Lehrer im Oratorium. Sonderbar! — Und beinahe wäre —" er hielt etwas inne und fuhr dann fort: „Lebt wohl, junge Freunde! Der Mensch denkt, Gott lenkt. Wir werden uns, das glaube ich fest, später noch einmal wiedersehen; und zwar in ganz anderen Verhältnissen als jetzt. Ich sage euch, es werden große Dinge geschehen. Lebt wohl!"

Damit entfernte er sich schnell. —

Ein Jahr später saß der Erste der drei jungen Leute in der Bude seines Onkels und träumte zwischen Puderschachteln und Pomadentöpfen von der Zukunft; der Zweite stand im Laden, wog Kaffee und Zucker und dachte dabei, wie er es wohl besser haben könnte, wenn er nur reicher wäre; der Dritte trat als Freiwilliger in ein Infanterieregiment, und der Lehrer des Oratoriums erklärte nach wie vor den alten Horatius.

Zwanzig Jahre aber nach jenem Tage der Prüfung im Oratorium zu Nantes fanden die vier Nanteser sich wieder in der Hauptstadt von Frankreich. Die Prophezeiung des Lehrers war eingetroffen; Alle hatten mancherlei Schicksale erduldet, und Alle waren an das Ziel ihrer Wünsche geführt worden.

Der Erste war Soldat, Chirurg, Arzt, Professor und endlich Mitglied der Akademie der Medizin geworden. Der Kaiser hatte ihm Würden und Titel verliehen und ihn seiner Freundschaft nicht unwerth gehalten; die Dichter hatten seine Uneigennützigkeit, seine Menschenliebe und seine Aufopferung besungen, ganz Europa hatte ihn aus seinen Schriften kennen gelernt, und in Asien und Afrika war sein Name bekannt geworden. Es war der Arzt Pariset.

Der Zweite, welchem sein Spezereiladen bald zu enge wurde und den sein Spekulationsgeist zu Unternehmungen antrieb, hatte sich erst als kleiner, dann als großer Lieferant hervorgewagt, war Börsenspekulant und endlich Generallieferant für die Armeen geworden. So war er zum Besitze eines ungeheuren Vermögens gekommen und besaß, was er einst als Knabe schon so sehnlich gewünscht hatte, Paläste, Gärten, Diener und prächtiges Hausgeräthe. Um seine Gunst bewarben sich die Großen, und mit seinem Gelde wurden Kriege geführt und Armeen ausgerüstet. Man nannte ihn den reichen Finanzier Ouvrard.

Der Dritte und Jüngste von den Dreien war zuerst dem General Hoche in die Vendée gefolgt, hatte dann unter Massena bei Zürich gestritten, darauf in Oesterreich unter den größten Feldherren des Jahrhunderts, bei Jena, an den Ufern der Beresina, bei Hanau, unter den Mauern von Paris und endlich bei Waterloo mit Tapferkeit gefochten. Er war es, der die alten Legionen, vor denen Europa so lange gezittert, anführte; er war es, der bei Waterloo die berühmte Vertheidigung der alten Garde leitete. Das war der General Cambronne.

Und der Lehrer im Oratorium? Aus ihm war ein wilder Klubredner, dann ein Deputirter des Konvents, darauf ein Prokonsul, ein Gesandter, ein Minister, ein Senator und ein Herzog geworden. Darauf hatte man ihn den, welcher ihn erhoben, stürzen gesehen; das Staatsruder war in seine Hand gekommen; er unterhandelte mit fremden Mächten; er erschien wieder mit seinem alten Herrn, gegen den er, wo es noth that, aufzutreten wußte; er schrieb den Ständeversammlungen Gesetze vor, beherrschte die Ansichten und lenkte, wie es ihm beliebte, die öffentliche Meinung. Ferner hatte man ihn, als Chef der provisorischen Regierung, das Schicksal von Frankreich in seinen Händen halten, mit den alliirten Mächten kapituliren, als Vermittler zwischen Frankreich und dessen König auftreten, der Monarchie drohend gegenüberstehen, die Zügel des Staates ergreifen und vierzehn Millionen aufhäufen gesehen. Dieser Lehrer, der vor zwanzig Jahren seinen Schülern noch den alten Horatius erklärte, war — der berüchtigte Polizeiminister Napoleon's, Joseph Fouché, Herzog von Otranto.

Das sind die Schicksalswege der vier Nanteser.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Merkwürdige Rettung. — Die Soldaten des Fürsten Leopold von Dessau, des allbekannten „alten Dessauers," waren zum größten Theil angeworbene oder zum Dienst gepreßte Leute aus aller Herren Ländern, weshalb das Desertiren an der Tagesordnung war und kein Ende nahm. Dem alten Fürsten war jede Fahnenflucht ein Greuel, und er setzte Strafen darauf, die wohl geeignet waren, von dem Ausreißen abzuschrecken: wer beim ersten Versuche wieder eingefangen wurde, mußte Spießruthen laufen, im Wiederholungsfalle aber mußte er unbarmherzig hängen.

Damals lebte und wirkte in Halle, der Garnison des alten Dessauers, Johann Junker als Arzt und Professor der Medizin. Derselbe bedurfte bei seinen Vorlesungen öfters frischer Leichen, die, obgleich der alte Dessauer fleißig henken ließ, doch nicht so leicht zu beschaffen waren, weil gewöhnlich die Angehörigen der Gehenkten die Leiche reklamirten und in der Heimath begruben. Aber eines Tages geschah es, daß dem Professor zu seiner Ueberraschung und großen Freude die Leichen zweier gehenkter Deserteure angeboten wurden, die er in dem Anatomiesaale auf einem Tische niederlegen und mit einem Tuche überdecken ließ. Neben dem Anatomiesaale befand sich das Arbeitszimmer des Professors, in welchem er an jenem Tage bis spät in die Nacht an seinem Schreibtische thätig war. Da hörte er plötzlich im Anatomiesaale ein starkes Geräusch, und in dem Glauben, Katzen könnten zu den Leichen gekommen sein, stand er auf, um die Eindringlinge zu verjagen. Wie er nun mit dem Licht an den Sezirtisch tritt, findet er zu seinem größten Erstaunen das Tuch, mit welchem die Leichen bedeckt waren, zurückgeschlagen, und — einer der Leichname war verschwunden. Wo konnte die Leiche hingekommen sein? Der Professor begab sich auf die Suche, und wie er in einen offenstehenden Schrank hineinleuchtete, traute er seinen Augen nicht, denn darin hockte der Gehenkte in zusammengekauerter Stellung. Der erschreckte Professor zögerte, näher zu treten, ein Gefühl des Grauens kam über ihn, und er dachte im ersten Schrecken an Flucht, doch siegte der Wissenstrieb bald über die Furcht, denn die Aussicht, die Wissenschaft mit einem neuen Beispiel des Wiedererwachens vom Tode bereichern zu können, war verlockend genug, und er redete den Mann beherzt an. Nun kam der Unglückliche aus seinem Verstecke hervor, fiel dem Professor zu Füßen und bat diesen unter Thränen um Rettung. Der Professor, ohnehin gutherzig, war erschüttert und beschloß, den Mann, welcher so wunderbar dem Tode entronnen war, zu retten. Er nahm die Decke vom Sezirtisch, schlug sie um den frierenden Mann und führte ihn in sein gut erwärmtes Arbeitszimmer, wo er ihn über seine Familienverhältnisse befragte. Der Unglückliche erzählte, daß er Adrian Momper heiße und der Sohn wohlhabender und achtbarer Eltern sei; er habe sich in einem leichtsinnigen Augenblick für das Regiment des Fürsten anwerben lassen, aber dabei keine Ahnung davon gehabt, daß er nun für immer zum Soldatendienst verpflichtet sei. Zweimal habe er, jedoch erfolglos, versucht, sich loszukaufen, dann sei er mit einigen Kameraden bei Gelegenheit des Brodempfangs, welcher draußen vor dem Thore stattgefunden, entflohen; die Flucht sei nicht geglückt, man habe sie eingefangen, und er würde als erstmaliger Deserteur nur zu Spießruthen verurtheilt worden sein, allein man habe ihn und seinen mitgehenkten Kameraden für die Rädelsführer gehalten und sie deshalb gehenkt. Der Professor untersuchte nun den Mann und fand, daß nicht, wie dies bei Gehenkten meist der Fall ist, die Wirbelsäule gebrochen war; Momper war im Augenblicke der Ur-

theilsvollstreckung in eine tiefe Ohnmacht gesunken, aus welcher er zu seinem Glücke erst auf dem Sezirtische des Professors erwachte.

Professor Junker beschloß also, den bedauernswerthen Mann zu retten; er ließ ihn essen, stärkte ihn mit Wein, gab ihm Kleider und darüber einen Mantel, dessen aufgeschlagener Kragen fast sein ganzes Gesicht bedeckte. So ließ er Momper vor sich her gehen, auch ließ er ihn eine brennende Laterne tragen und sich damit voranleuchten. Beide gelangten glücklich durch die Stadt und an das Thor. Der Professor gab hier an, er wolle vor dem Thore einen Schwerkranken besuchen, und die Thorwache ließ ihn mit seinem vorgeblichen Diener passiren. Noch hatten sie die geöffnete Pforte nicht überschritten, da trat eine Hünengestalt in Begleitung mehrere Offiziere an sie heran und musterte sie mit durchbohrenden Blicken. Dem Professor und seinem Schützling gerann das Blut fast zu Eis, denn es war der Fürst, der alte Dessauer, der vor ihnen stand. Doch der Gefürchtete ging vorüber, und der Professor hörte, wie er zu den Offizieren sagte: „Hätte ich den Kerl heute nicht henken lassen, so würde ich schwören, daß der Begleiter des Doktors der Deserteur Momper vom Regiment sei."

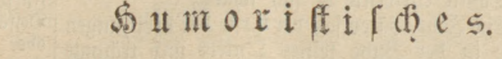
Der Professor und Momper eilten nun rasch durch das Thor und verschwanden in der Dunkelheit. Nach einer genügenden Entfernung von der Stadt entließ Junker seinen Schützling mit der Mahnung, nun schnell zur nahen Grenze zu eilen und das preußische Staatsgebiet zu verlassen. Der Professor hatte Mühe, die überwallenden Dankesäußerungen Momper's zu stillen, dann trennten sich die beiden Männer.

Zwölf Jahre später reiste Professor Junker in einer Familienangelegenheit nach Amsterdam. Eines Tages blieb er auf einem Rundgange durch die Stadt vor dem Börsengebäude stehen. Da trat aus der Menge ein vornehm gekleideter Herr auf ihn zu, begrüßte ihn höflich und lud ihn ein, das Mittagsmahl mit ihm in seiner Wohnung zu theilen. „Herr Professor," sagte er, „kennen Sie mich nicht wieder? Ich bin Adrian Momper, der gehenkte Soldat des alten Dessauers, der auf Ihrem Sezirtische zum Leben erwachte, und den Sie in so edelmüthiger Weise gerettet haben."

Der Professor war sprachlos vor Erstaunen, als er aus dem Munde seines ehemaligen Schützlings erfuhr, wie dieser nach Holland entkommen sei, wie er sich in Amsterdam im Dienste eines reichen Rheders dessen Vertrauen und die Liebe seiner Tochter, seiner jetzigen Gemahlin, erworben und wie er nach und nach zu Reichthum und einer ehrenhaften Stellung im Leben gekommen sei. Oft habe er nach Halle kommen und seinem Lebensretter danken wollen. Allein ein Grauen vor dem Orte, an dem er so schrecklich gelitten, habe ihn stets von diesem Schritte zurückgehalten. Professor Junker blieb noch Wochen hindurch der Gast Momper's, und als er endlich Abschied nahm, um nach Hause zurückzureisen, da reichte ihm Momper beim Abschiede einen noch jetzt vorhandenen goldenen Becher zum bleibenden Andenken, welcher die folgende Inschrift trägt:

„Ich, Momper genannt, auch Adrian,
Gefehlt ich hatt' im Jugendwahn,
Drum ward ich an den Galgen gehenkt,
Doch Gott mir hat das Leben geschenkt,
So daß ich erstand aus Todesnacht
Und endlich zu Glück und Ehren es bracht'!"

[C. T.]







Grob.

Ausrufer (im zoologischen Garten): Sehen Sie hier, meine Herrschaften, den Schimpanse, eine Affenart, welche dem Menschen am ähnlichsten ist.

(Zu einem sich vordrängenden Gigerl): Bitte, mein Herr, etwas zurücktreten, damit die Herrschaften sich nicht irren und deutlich sehen, wo der Schimpanse ist!

Ein Fischdieb. — Der Küchenjunge Goethe's entwendete eines Tages aus der Küche einen großen Hecht. Um ihn unbemerkt fortzuschaffen, verbarg er ihn unter einem Mantel und schlich durch den dem Herrn Staatsminister gehörigen Garten. Zufällig sah Goethe zum Fenster heraus und bemerkte sehr bald an dem unter dem Mantel hervorhängenden Fischschwanze, was vorging.

„He, Junge!" rief der große Dichter.

Erschrocken wandte sich der Bursche nach dem Fenster und fragte kleinlaut: „Was befehlen Excellenz?"

„Ich befehle," erwiederte Goethe, „daß Du künftig, wenn Du von meinen Fischen einen ausführen willst, entweder einen längeren Mantel oder einen kleineren Fisch nehmen sollst."

[C. K.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 18.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 16:
Hunger läßt sich nicht mit Worten stillen.

Buchstaben-Räthsel.

Weil mit **r** am Ende
Ich gerad' es hab',
Nach dem Harze wende
Ich den Wanderstab.

Ohne **r** dort liegt es —
Wie ich's gerne seh'! —
Anmuthsvoll sich schmiegt es
An die Bergeshöh'.

Erklettern mögen and're
Diese Bergeshöh' —
Stillvergnügt ich wand're
Durch's Wort ohne **e**.

Auflösung folgt in Nr. 18.

Homonym.

Was den Zecher entzückt, wenn das Glas er prüfend emporhält,
Das in farbiger Pracht sendet der Bräut'gam der Braut.

Auflösung folgt in Nr. 18.

Auflösung des Veränderungs-Räthsels in Nr. 16:

1) Lei**d**, 2) Klei**e**, 3) Siche**m**, 4) Pfa**u**, 5) Bai**t**, 6) Flo**h**, 7) Salbe**i**, 8) Zin**s**, 9) Buch**t**, 10) Wal**d**, 11) Brau**e**, 12) Staa**r**, 13) Undin**g**, 14) Ruh**r**, 15) Ba**u**, 16) Moh**n**, 17) Ran**d**, 18) Pari**s**, 19) Furch**t**, 20) Has**e**, 21) Rig**i**, 22) Zah**n**, 23) Minn**a**, 24) Rege**l**, 25) Hage**l**, 26) Kaffe**e**, 27) Gra**s**, 28) Fasching, 29) Tha**u**, 30) Hu**t**, 31) Ros**e**, 32) Bor**n** = Demuth ist der Grundstein alles Guten.

Verlag der Buchdruckerei der
Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H., **Thorn.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.